

# Ghetto im Gebirge

**WIDERSTAND** Der Armenprediger Petrus Waldes wollte die Kirche reformieren, seine Bewegung wurde jahrhundertlang verfolgt. Später kämpften die Waldenser gegen die Nazis. Zwei Partisanen erzählen.



Gianmarco Maraviglia / DER SPIEGEL

**D**er Pfad, auf dem Giulio Giordano in die Berge floh, liegt Anfang März unter kniehochem Schnee begraben. Links ein Friedhof, rechts die Kirche und ein paar uralte Bauernhäuser.

Eine Küsterin schleppt Brennholz in ihre Wohnung. Ansonsten ist es still in Pra del Torno, auf mehr als 1000 Meter Höhe im Piemont gelegen, einer Region am Fuß der Alpen ganz im Nordwesten Italiens. Es ist, als wäre die Zeit stehen geblieben. Als hätte die Welt das winzige Dorf vergessen.

So ähnlich muss es auch 1944 gewesen sein, als die deutsche Wehrmacht die Gegend besetzte und Benito Mussolini versuchte, die Reste seiner faschistischen Herrschaft zu retten. Giulio Giordano war damals 19 Jahre alt und lebte als Partisan im Widerstand.

Heute ist er zu gebrechlich, um selbst noch über den Pfad zu seinem alten Versteck zu führen. Aber er kann davon berichten.

Der 98-Jährige sitzt in seiner Bibliothek unten im Tal. Durchs Fenster fällt fahles Licht auf seinen Schreibtisch, die Dämmerung hat begonnen, die Regale mit Büchern und alten Zeitungen aus dem Krieg verschwinden im Schatten. Nur eine kleine Lampe brennt.

»Hier habe ich geschlafen. Es gab kein Dach, bloß einen Felsvorsprung«, sagt er und zeigt ein altes Foto: ein in den Hang geschmiegt, grottenartiges Quartier, das als Versteck und Widerstandsnest im Kampf gegen die Deutschen diente. »Ich hatte Angst.«

Die Geschichte der Partisanen im Zweiten Weltkrieg ist oft erzählt worden: Jugendliche, junge Männer und Frauen, die sich in die Berge zurückgezogen hatten und von dort aus mit Sabotageakten und Attentaten gegen deutsche Soldaten und Mussolinis Faschisten für die Befreiung Norditaliens kämpften. Die Besatzer reagierten mit Massakern, bei denen laut Schätzungen von Historikern mehr als 10.000 Zivilisten getötet wurden.

**Kleinstadt Torre Pellice:** »Wir sind gegen jede Einmischung von außen«

Weniger bekannt ist die Rolle der Waldenser, einer winzigen, störrischen Religionsgemeinschaft, die vor mehr als 800 Jahren entstanden ist. Und zu der auch Giulio Giordano gehört.

Widerstand zieht sich wie ein roter Faden durch ihre Vergangenheit: Waldenser wurde von der Inquisition als Ketzer verfolgt und von Königen lange in ein Ghetto in den Bergen verbannt. Als Minderheit kämpften sie um ihr Überleben, ihre Rechte, ihre Eigenständigkeit.

**Freiheit** war über Jahrhunderte ihr Leitmotiv. Und das macht ihre kleine, im Vergleich zum römischen Katholizismus eigentlich unbedeutende evangelische Kirche für die italienische Geschichte und Gegenwart so relevant. Denn nach 1945 setzten sie ihr Engagement für eine gerechtere Welt fort, bis heute. Waldenser engagieren sich in der Migrationspolitik, sie kümmern sich um ethnische Minderheiten und wenden sich gegen Queerfeindlichkeit.

Nur rund 30.000 Menschen bekennen sich in Italien zur Waldensischen Kirche, aber etwa 500.000 Bürgerinnen und Bürger unterstützen sie mit ihrer Kirchensteuer, viele von ihnen aus Protest gegen den Vatikan. So wurde die einst marginalisierte Religionsgemeinschaft zu einem wichtigen Akteur in der italienischen Sozialpolitik.

Es wirkt wie eine Szene aus längst vergangenen Jahrhunderten, als Michel Charbonnier auf die Kanzel in seinem Tempel – wie die Waldenser ihre Kirchen nennen – steigt. Der 43-Jährige ist in einem Nachbardorf aufgewachsen, hat in Rom und Padua studiert, in Brüssel, Bologna und Triest gearbeitet. Er ist ein moderner Pastor mit Stoppelbart, in Jeans und rotem Pullover. Einer, der munter über die Politik schimpfen kann und häufig mit dem Desinteresse seiner Gemeindeglieder hadert.

Aber hier, auf seiner Kanzel in Torre Pellice, dem Hauptsitz der Waldenser im westlichen Piemont, wirkt er für einen Augenblick wie verwandelt. Aus seinem Blick spricht, so scheint es, in diesem Moment das Leid seiner Vorfahren, aber auch der Stolz, die Würde, das Selbstbewusstsein, mit dem sie sich behaupteten.

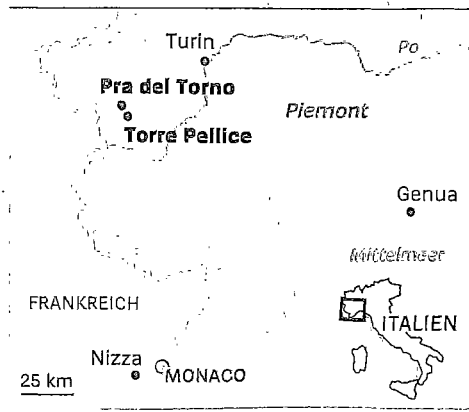
Der Kontrast zum überbordenden Barock der römischen Katholiken könnte in seinem Tempel kaum größer sein: dunkles Holz, schmucklose Wände, vor dem Altar nur eine Bibel auf Französisch. Sie verweist auf die Wurzeln der Waldenser jenseits der Alpen, wo Petrus Waldes, ein wohlhabender Kaufmann aus Lyon, im 12. Jahrhundert seine Reichtümer verschenkte und als Armenprediger loszog, ähnlich wie etwas später auch Franz von Assisi.

Mit einem fatalen Unterschied, sagt Michel Charbonnier: Franz von Assisi war ein Mann von guter Bildung, ein Gelehrter. Er konnte seine revolutionären Positionen in Rom rechtfertigen und seine Theologie mit eigenem Orden in den katholischen Glauben integrieren. »Waldes dagegen hatte nicht studiert, er konnte sich nicht gut verteidigen, deshalb wurde er zum Ketzer erklärt.« Manchmal liege der Unterschied zwischen akzeptiertem Glauben und Häresie nur in der Bildung, sagt der Pastor.

Die Waldenser zogen daraus ihre Konsequenzen – und sorgten lange vor den Katholiken dafür, dass auch arme Bauernkinder die Bibel lesen konnten. Besser eine notdürftige Schule als gar keine, lautete das Motto. Davon zeugt bis heute weit oben in den Bergen, in Pra del Torno, ein stallartiger Steinverhau, in dem bereits vor 500 Jahren angehende Prediger unterrichtet wurden.

Aber Charbonnier hängt selten an der Vergangenheit. Beim Gespräch im Pfarrhaus neben seinem Tempel geht es schnell um die Bildungskatastrophe der Gegenwart, die Silvio Berlusconi als Ministerpräsident nach 1994 herbeiführte, jedenfalls nach Meinung des Pastors. Heute gebe es dafür die Quittung, denn die Absolventen des heruntergewirt-

## Zuflucht der Waldenser



5-Karte: OpenStreetMap

schafteten Schulsystems würden nun zu Wählerinnen und Wählern.

»In den Waldenser-Tälern ist das kulturelle Niveau viel höher als anderswo auf dem Land«, sagt Charbonnier. Seine Kirche betreibt Grundschulen und ein Gymnasium, sie finanziert Schulbusse, es gibt Konzerte und Bibliotheken. Doch mit alledem fühlt sich der Pastor wie in einem Reservat. Ringsum galoppiere die Ignoranz: »Der Populismus siegt, Komplexität verliert.«

Besonders stört ihn, wie die Rechtsnationalisten Giorgia Meloni und Matteo Salvini die Religion für ihre Zwecke instrumentali-

sieren, indem sie das christliche Familienbild beschwören oder mit dem Kruzifix Wahlkampf machen. »Für uns ist das Blasphemie«, sagt der Pastor. »Es gibt nichts Unchristlicheres, als christliche Symbole für seine Hasspropaganda zu nutzen.«

Vielleicht sprechen aus ihm Abwehrreflexe, wie sie seine Vorfahren über Generationen gegenüber dem Staat und der Staatsreligion eingeübt haben. »Ich würde nicht von einem Ethos sprechen, aber doch von einem gewissen Habitus, von einer Haltung der Waldenser«, sagt Charbonnier. »Wir sind gegen jede Einmischung von außen und für eine strikte Trennung von Kirche und Staat.«

Recherchen bei den Waldensern führen immer wieder zu dieser Mischung aus Vergangenheit und Gegenwart. Und zu Überlebenskämpfen zwischen Berg und Tal.

Viele in der Bewegung wurden auf Scheiterhaufen verbrannt, weil sie, rund drei Jahrhunderte vor Martin Luther, den Glauben reformieren wollten. Papst Innozenz VIII. richtete den letzten Kreuzzug in Europa gegen die verhassten Wanderprediger, die sich in die Berge flüchteten und ihre Verfolger mit Steinen bewarfen. Und als sie zum Ärger des Vatikans auch in weit entfernten Gegenden den Segen der Armut verkündeten, kam es Mitte des 16. Jahrhunderts zu Massakern an den Waldensern in Kalabrien und der Provence.

**Vernichtung, Vertreibung** und erzwungene Konfessionsübertritte plagten eine Generation nach der anderen, bis es im 17. Jahrhundert zum Showdown kam. Die Herzöge von Savoyen versuchten, die Waldenser in ihren Tälern endgültig auszulöschen. Doch die Verfolgten starteten einen Guerillakrieg gegen die Obrigkeit. Tausende Protestanten wurden daraufhin niedergemetzelt, das Blutbad wurde als »Piemontesische Ostern« bekannt und sorgte europaweit für Empörung.

Schließlich errichteten die Savoyer ein Ghetto im Gebirge, das die Andersgläubigen nicht verlassen durften: Die Welt unterhalb von 1000 Höhenmetern – und damit quasi die gesamte damalige Zivilisation – war für sie mehr als 150 Jahre lang tabu. Erst 1848 fiel der Sperrbezirk dauerhaft.

Davide Rosso führt in seinem Museum in Torre Pellice an Säbeln, Speeren und Gewehren vorbei. Damit wehrten sich die Waldenser im Laufe der Jahrhunderte vehement gegen ihre Verfolger. Rosso präsentiert auch Fahndungsplakate aus dem Jahr 1655, auf denen der damalige Herzog von Savoyen Kopfgelder von bis zu 600 Dukaten auf die Rebellen aussetzte. »Wie im Wilden Westen«, sagt der Museumsdirektor.

Die brutale Vorgeschichte könne helfen, den Widerstand der Waldenser im Zweiten Weltkrieg zu verstehen, sagt Rosso. Für seine Sammlung hat er Fotos der Partisanen zusammengesammelt. Sie zeigen, wie junge Männer mit Pudelmütze und Gewehr durch hüft-



»Die deutschen Soldaten waren einfach Idioten.«  
Giulio Giordano, einstiger Partisan

Gianmarco Maraviglia



»Die nahmen sich alles heraus.«  
Michi Cesan, frühere Partisanin

Gianmarco Maraviglia

hohen Schnee in die Berge ziehen. Und wie einer von ihnen, Valdo Jallà, von Wehrmachtssoldaten bewacht mit auf dem Rücken gefesselten Händen auf seine Erhängung wartet.

Beim ersten Hinrichtungsversuch sei der Strick gerissen, ein anwesender Pastor habe daraufhin um Gnade für den jungen Partisanen gebeten. Doch die Deutschen hätten dem Geistlichen nur gedroht, ihn ebenfalls aufzuhängen, sagt Rosso. »Sie haben die Hinrichtung mit Fotos dokumentiert. Das hier ist noch eines der harmloseren.« Nach dem Abzug der Wehrmacht seien die Bilder in einem Mülleimer gefunden und gesichert worden.

Solche Geschichten sind in den Waldenser-Tälern bis heute präsent. Erst vor Kurzem traf Rosso in seinem Museum einen betagten Anwalt, der vor dem Hinrichtungsfoto in Tränen ausbrach. Es hatte den Mann jäh mit seiner eigenen Vergangenheit konfrontiert: »Seine Mutter hatte ihn an jenem Tag 1944 zum Milchkaufen geschickt, erzählte er mir«, sagt Rosso. »Auf dem Rückweg kam er am Rathaus vorbei und sah, wie Jallà gehängt wurde.«

Eine junge Katze springt auf den Wohnzimmertisch von Michi Cesan. »Sie heißt Minou, und ich lasse sie machen, was sie will«, sagt Cesan, »ansonsten habe ich ja kaum noch Gesellschaft.« Die einstige Partisanin ist 93 Jahre alt, ihr Mann starb 2020, auch die meisten Freunde sind tot. Im Nebenzimmer steht noch ihr geliebtes Klavier, aber das Musizieren macht der Pianolehrerin keine Freude mehr. »Ich bin müde«, sagt sie.

Sie blickt auf ihr Leben zurück, auf die Schlussphase des Zweiten Weltkriegs, als sie mit 14 Jahren zur Partisanin wurde. Michi Cesan denkt nicht nur mit Stolz an diese Zeit. Sie ist auch ein bisschen wütend und enttäuscht.

Von ihrem heutigen Wohnzimmer sind es nur wenige Hundert Meter zu ihrem Geburtshaus. Cesan kann sich genau erinnern: »Ich war als Geheimpkurierin unterwegs.« Auf dem Grundstück ihrer Eltern, die als Antifaschisten aktiv waren, gingen damals die Deutschen ein und aus, sie hatten ein Nebengebäude für sich beansprucht. »Sie haben bei uns geschlafen, gesoffen und in die Tränke im Hof gekotzt«, erzählt die alte Dame. »Die nahmen sich einfach alles heraus, was ihnen gerade so passte.«

Aber gleich nebenan, im Haus der Großmutter, war ein Funker der Partisanen untergetaucht: »Im Garten,



Mehr zum Thema lesen Sie in der aktuellen Ausgabe von **SPIEGEL GESCHICHTE: Ketzer – Im Namen Gottes. Verfolgt, verurteilt, verbrannt: Wie die Kirche Abtrünnige jagte.** Erhältlich im Zeitschriftenhandel und unter [amazon.de/spiegel](https://amazon.de/spiegel)

in einem Verschlag neben dem Bienenstock, hatte er sein Funkgerät versteckt.« Der Mann schrieb seine Botschaften chiffriert auf kleine Stücke Papier. Cesan steckte sie ein, stieg auf ihr Fahrrad und brachte sie zu Widerstandskämpfern oder deren Kontaktpersonen in Nachbarorten. »Jeden Tag ging das so.«

Den Inhalt dieser Nachrichten kannte sie nicht, aber sie hatte ihre Vermutungen. »Manchmal wurde wohl angekündigt: Heute Nacht um 2.03 Uhr werfen die Alliierten per Fallschirm Hilfsmittel ab«, erinnert sie sich. »Mir war damals gar nicht richtig klar, was das alles bedeutete und in welche Gefahr ich mich begab. Heute denke ich manchmal, meine Eltern hätten das nicht zulassen dürfen. Ich war doch noch ein junges Mädchen!«

In seiner Bibliothek in Torre Pellice erhebt sich Giulio Giordano vorsichtig aus seinem Stuhl. Zielsicher zieht er fast Hundertjährige alte Hefte aus seinem Bücherregal. »Giustizia e libertà« steht auf den Zeit-

schriften aus dem Untergrund. Versonnen, fast zärtlich, blättert Giordano jetzt in dem vergilbten Papier: »Das hier ist die letzte Ausgabe, vom Dezember 1944.«

Damals war er gerade noch zu jung für Mussolinis Truppen. Sein Vater war Antifaschist und hatte ihm eingeschärft: »Was wir zu Hause besprechen, darfst du nie draußen erzählen.« Giordano sagt, dass es für ihn »überhaupt kein Problem war, in den Widerstand zu gehen«.

Eines Tages, es muss Ende September, Anfang Oktober 1943 gewesen sein, sprach ihn einer der führenden Partisanen an. »Heute Abend gehst du in die Druckerei Alpina«, sagte er mir, »es werden neue Hefte gedruckt.« Für Giordano begannen wilde Zeiten: Nachts stand er in der Setzerei, morgens um acht Uhr musste jede Spur beseitigt sein, damit die regulären Arbeiter nichts von der Untergrundpresse merkten. Manchmal versteckte er die frisch gedruckten Hefte – mit einer Auflage von gut 500 Exemplaren – auf einem stillgelegten Friedhof. Tagsüber verteilte er sie dann heimlich unter den Partisanen.

18 Monate lang lief der Betrieb ungestört, obwohl die Kaserne der Wehrmacht gleich auf der anderen Straßenseite lag. »Elfmal haben sie die »Alpina« durchsucht, nie haben sie etwas gefunden«, erinnert sich Giordano. »Es tut mir leid, das so auszudrücken, aber die deutschen Soldaten waren einfach Idioten.«

Schließlich wurde die Lage auch für ihn zu gefährlich. Im Sommer 1944 floh Giordano in das Bergversteck bei Pra del Torno und zog später mit anderen von dort in die Stadt Asti. Am Kriegsende war er bei der Befreiung Turins dabei.

Es ist spät geworden vor den Fenstern seiner Wohnung. Etwa zwei Stunden lang hat Giordano von seiner Vergangenheit erzählt, zum Schluss kommt er auf die Gegenwart zu sprechen. Putins Angriff auf die Ukraine macht ihm große Angst. »1945 haben wir geglaubt, dass so etwas nie wieder passiert«, sagt er.

Seine schwache Stimme wird noch einmal laut: »Nie wieder Krieg! Nie wieder Krieg!«, ruft der alte Partisan.

Dann beruhigt er sich langsam. Torre Pellice werde schon nicht bombardiert, und als Guerillero taugte er mit seinen 98 Jahren ja wohl nicht mehr. »Was kann mir noch passieren? Ich muss nur noch sterben«, sagt er. »Mehr habe ich nicht zu tun.«

Frank Hornig



Deutsche Wehrmacht



Ettore Sottsass / Museo Valdeso

Partisan Jallà (M.) kurz vor seiner Hinrichtung, Widerständler in den Bergen nahe Torre Pellice 1944: Gegen die Faschisten